



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dohmke, E.: Struensee.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hauptung der Negative; das alles, weil die Schwarzseherei und das ihr entsprungene Heßsystem in der Presse sich bis zum Verluste jeder objektiven Urtheilsfähigkeit gesteigert hat. Denn es genügt ja heute nicht mehr, daß etwas wirklich in die Erscheinung tritt; wenn es auch nur geschehen könnte, dann wird, wie es bei dem Frankenstein'schen Antrage der Fall war, wo schließlich die Glockenträgerin der Heerde selbst eingesteht, der Reichskanzler habe doch wohl von diesem Antrage keine Ahnung gehabt, dieses möglicherweise Geschehende als ein Geschehenes besprochen, bemäfelt, ausgebeutet, als wäre bereits das Sturmzeichen gegeben zum Brande des Weltalls! Freilich, man soll dem Geschehen vorzubeugen suchen, soll nicht warten, bis es zu spät ist, bis man vor vollendeten Thatsachen steht, und „späte Klagen“ nichts mehr nützen. Durch diesen Pessimismus aber, diese Schwarzseherei um jeden Preis schafft man gerade die Thatsachen, die zu verhindern man eifrig bestrebt sein sollte. Wenn wir heute den Anbruch einer „reaktionären Aera“ erlebten, die Macher derselben wären allein diejenigen, welche sie durch ihre Unkenrufe heraufbeschworen haben.

Je mehr aber — und hier stimmen wir vollständig mit der „Provinzial-Korrespondenz“ überein, mit deren eigenen Worten wir unsere Betrachtung schließen — „je mehr zu wünschen und zu hoffen ist, daß die große Zahl wahrhaft patriotischer Elemente, welche sich der nationalen Führung mit dem entschiedenen Willen einer ernstesten Unterstützung der Regierung angeschlossen haben, auch fernerhin einen lebendigen und wirksamen Antheil an der positiven politischen Arbeit für das Reich nehmen, um so dringender muß der Ruf an die besonnenen Männer der liberalen Partei ergehen, sich endlich offen und bestimmt von einer agitatorischen Oppositionshaltung loszusagen, welche die Partei zu jeder praktischen Betheiligung an der weiteren Gestaltung der nationalen Aufgaben unfähig macht.“

Struensee.

Die moderne deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung hat wiederum einen schönen Erfolg zu verzeichnen. In einem kürzlich unter dem Titel „Struensee“ erschienenen Werke (Weit & Co.) hat der durch mannigfache wissenschaftliche Arbeiten rühmlich bekannte Historiker Karl Wittich die Resultate ausgebreiteter Studien über den despotischen Aufklärungsminister Christian's VII., dessen „Glück und Ende“ einst ganz Europa in Aufregung versetzte, niedergelegt, und man darf wohl sagen, daß uns in seinem Buche

weitaus das Beste geboten wird, was bis jetzt über Struensee zu Tage gefördert worden ist. Das ganze erreichbare, überaus weitschichtige Quellenmaterial, zu dem Dänemark und Deutschland, Frankreich und England beigetragen haben, ist hier nach den strengen Grundsätzen historischer Kritik durchgearbeitet, und auf diesen Fundamenten erhebt sich ein in scharfen Konturen gezeichnetes Charakterbild des Helden, in welchem wir zum ersten Male mit Sicherheit die echten Züge Struensee's erkennen dürfen. Eine leichte Aufgabe war es nicht, die der Verfasser sich gestellt hatte. „Der Parteien Günst und Haß“ hat sich seit hundert Jahren redlich bemüht, Verwirrung zu stiften und die Wahrheit zu verdunkeln, und nur ein scharfer, vorurtheilsfreier Blick vermochte in jedem Fall das Richtige oder doch das Wahrscheinlichste aus dem Gewirr streitender Meinungen herauszufinden. Auch das war ein sehr erschwerendes Hinderniß, daß die Benutzung gerade der wichtigsten Quelle, der Prozeßakten, sich nur zum kleinen Theile ermöglichen ließ. Einiges aus diesem Aktenmaterial war allerdings bereits bekannt. Die dänische Regierung hat nach dem Falle Struensee's selbst einige Aktenstücke publizirt; die Kenntniß anderer verdanken wir den französisch geschriebenen Memoiren des Dänen Falkenskiold und des Schweizer's Reverdil, sowie einem Geschichtswerke des Dänen Flamand, das Tenffen-Tusch in seinem übrigens weit über Gebühr geschätzten und viel zu häufig benutzten Buche „Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt“ meist in wörtlicher Uebertragung wiedergegeben hat. Aber gerade die interessantesten Stücke werden bis auf den heutigen Tag sorgfältig der Forschung entzogen, und es ist schon als ein besonders glücklicher Umstand zu bezeichnen, daß es Wittich gestattet wurde, an einem der vier Orte, an denen das gesammte Material deponirt ist, wenigstens Einsicht in die Verhöre von Struensee und Brandt — wenn auch ohne jede Mitwirkung der Feder — zu nehmen. Aber auch hiervon abgesehen, sind die bisher erschlossenen Quellen bei aller Reichhaltigkeit doch nicht dazu angethan, jeder wißbegierigen Frage Rede und Antwort zu stehen. Unter diesen Umständen hat der Verfasser mit Recht darauf verzichtet, eine ausführliche Biographie oder gar ein Zeitgemälde großen Stils zu entwerfen. Was er gibt, ist eine Art von „erweitertem Essay“, der „in übersichtlicher historischer Entwicklung die Momente, auf die es ankommt, zu einem eindrucksvollen Gesamtbilde vereinigen“ soll, und wir glauben, daß er gerade mit dieser Form den Wünschen zahlreicher Leser entgegenkommen wird, denen in unserer schnelllebigen Zeit *μέγα βιβλίον μέγα κακόν* ist. An diesen Essay schließen sich dann siebenzehn Exkurse, in denen theils die wichtigeren Streitpunkte — wir heben besonders die Besprechung des Verhältnisses Struensee's zur Königin Karoline Mathilde hervor — einer sorgfältigen Erörterung unterworfen werden, theils das im Texte nur

angedeutete seine weitere Ergänzung und Erläuterung findet. Beiden Theilen des Buches können wir mit ganzem Herzen zustimmen. Wenn in dem ersten die feinfühligte Charakteristik der Personen, Verhältnisse und Zustände, das geistreiche und maßvolle Urtheil, die geschickte Gruppierung des Stoffes, die anziehende, klare, von poetischem Hauche umflossene Darstellung unsere ganze Theilnahme gewinnen, so liefert der zweite Theil den striktesten Beweis für den Scharfsinn und den feinen kritischen Takt, mit dem der Verfasser kontroverse Fragen zur Entscheidung zu bringen versteht. Das ganze Buch macht den Eindruck, als sei es von einem künstlerisch fein empfindenden Geiste konzipirt, in nie ermattender Thätigkeit langsam zur Reife gebracht worden. Und soviel ist sicher: mag auch der Ertrag weiterer Forschungen der Berichtigung und Ausführung einzelner Punkte zu gute kommen, im Großen und Ganzen wird der interessante Charakterkopf Struensee's in derjenigen Gestalt in der Geschichte fortleben, wie er hier von Wittich's Hand entworfen worden ist.

Wir unterlassen es, im Einzelnen die Punkte namhaft zu machen, die durch unser Werk in eine neue Beleuchtung gerückt worden sind, um in Kürze die Umriffe des Bildes wiederzugeben, wie es nunmehr uns vor der Seele steht.

Johann Friedrich Struensee war ein junger Mann von 31 Jahren, als er mit dem dänischen Hofe in Berührung kam. Eine schöne männliche Erscheinung mit lebhaften, durchdringenden Augen, gewandt in allen körperlichen Uebungen, sicher und natürlich im Auftreten, liebenswürdig im Umgang, voll Sinn für Freundschaft und Liebe, ein brillanter Gesellschafter. Es war natürlich, daß die Herzen der Frauen ihm zuflogen. Seine geistige Begabung ragte weit über das Mittelmaß hinaus. Ein dänischer Staatsmann, der keine Ursache hatte, ihm zu schmeicheln, nannte ihn einen der besten Köpfe, die er je gekannt habe. Er hatte in seiner Vaterstadt Halle Medizin studirt und schon mit zwanzig Jahren die Doktorwürde erlangt. Allein die außerordentliche Regsamkeit und Empfänglichkeit seines Geistes in Verbindung mit dem ihm innewohnenden Wissensdrang und Thätigkeitstrieb hatten ihn über die naturwissenschaftlichen Disziplinen hinausgeführt. Er beschäftigte sich eingehend mit Politik, Nationalökonomie und Pädagogik, insbesondere aber vertiefte er sich schon frühzeitig in das verführerische Studium der damaligen französischen Aufklärungs-Literatur. Und dieses Studium wirkte entscheidend für sein ganzes Leben. Angewidert durch die pietistische Stiekluft, die im Hause seines Vaters, eines Geistlichen, und in der Schule des Waisenhauses wehte, warf er mit der Kirche zugleich das Christenthum über Bord und wurde ein Freigeist. Aus den Schriften der Hauptvertreter der Aufklärung Philosophie, sowie aus seinen naturwissenschaftlichen Studien entnahm er ein System von Lehren und Grundsätzen, welches die Basis seines Wollens und Handelns bilden sollte. Dieses System gipfelte

in einem praktischen Eudämonismus. Die Tugend erklärte er für die Begierde, so zu handeln, daß man seinen Mitmenschen möglichst ausgebreiteten Nutzen schaffe und dabei zugleich sein eigenes Glück befördere; auf die Motive des Handelns komme es nicht an. Eigentlicher Endzweck des Lebens aber sei die Sinnenlust, der man jedoch mit Klugheit und Vorsicht nachstreben müsse, damit man sich und andere vor schädlichen Folgen bewahre. Die Enthaltbarkeit sei lediglich eine Tugend des Vorurtheils; ganze Nationen hätten bestanden, ohne diese Tugend zu kennen oder auszuüben. Diese Sätze verrathen, wie man sieht, keine besonders tiefe Weisheit, aber sie sind charakteristisch für den Mann und seine Zeit. Und Struensee hat sein Programm treulich erfüllt: er hat mit seiner überlegenen Einsicht, seiner rastlosen Thätigkeit, seinem entschlossenen Muth der menschlichen Gesellschaft nach Kräften zu nützen gesucht und dabei den Becher des Lebensgenusses mit vollen Zügen ausgeschlürft. Dort trieb ihn sein brennender Ehrgeiz, seine philanthropische Neigung, hier folgte er seinen stark entwickelten epikureischen Trieben, vor allem seiner Lust an den Weibern. Er eilte von einem galanten Abenteuer zum andern. Bekannte er doch selbst später im Kerker, daß er ein gefährlicher Verführer gewesen, daß er auch gutdenkende Frauenzimmer überwunden, daß fast keine, an die er sich gewagt, im Stande gewesen sei, ihm auf die Länge zu widerstehen. Noch bezeichnender aber für ihn ist die Aeußerung, er habe einmal die Absicht gehabt, nach Malaga oder Ostindien zu gehen, und zwar sei er dazu durch den Gedanken mitbestimmt worden, daß in einer wärmeren Gegend die Freuden der Wollust stärker und reizender sein würden.

Es läßt sich denken, wie peinlich die Libertinage, die Religionslosigkeit des Sohnes den sittenstrengen, ganz von seinem Gott erfüllten Vater berühren mußte. In Altona, wohin dieser 1757 auf Veranlassung des frommen Ministers Bernstorff von Halle mit seiner Familie übergesiedelt war, kam es zum förmlichen Bruch. Die Wege der beiden einander so unähnlichen Menschen trennten sich für immer. Nur durch die Zeitungen erfuhr der Vater, der seit 1760 in Rendsburg als Generalsuperintendent von Holstein und Schleswig fungirte, von der glänzenden Karriere seines Sohnes, die ihm freilich keine Freude, nur tiefen Kummer bereitete. Erst als der entsetzliche Sturz aus der Höhe erfolgt war, knüpften sich die Fäden wieder an, und tief ergreifend sind die letzten Briefe, die zwischen dem Gefängniß und dem Elternhause hin und her gingen.

Struensee begann seine Laufbahn sehr bescheiden als Stadtphysikus von Altona. Aber seine Praxis war anfangs nicht erheblich, auch seine Neigung zum ärztlichen Berufe nicht gerade groß, und so warf er sich daneben auf die Schriftstellerei. Er gab eine populäre „Monatsschrift zum Nutzen und Vergnügen“ heraus, die indessen sehr bald wieder einging, und schrieb politische

Artikel für Zeitungen. Erst eine glückliche Kur, an einer vornehmen Dame vollzogen, schuf ihm eine glänzende Stellung. Mit einem Schlage gewann er das bisher fehlende Zutrauen; die besten Häuser der Provinz öffneten sich ihm, er wurde „gleichsam der Modearzt des holsteinischen Adels“. Seine Patientin war die Gemahlin des Grafen Schack Karl von Rantzau-Wscheberg, eines Mannes, der dazu bestimmt war, den verhängnißvollsten Einfluß auf Struensee's ganzes Leben zu üben. Graf Rantzau, ein Abkömmling eines alten holsteinischen Geschlechts, war zwanzig Jahre älter als Struensee, ein Cavalier „von noblen Manieren und noblen Passionen“, reich an Geist und Kenntnissen, aber von bodenloser Unsitlichkeit und Gemeinheit des Charakters. Er hatte erst in der französischen, dann in der dänischen Armee gedient und es hier schon in jungen Jahren zur Würde eines Regimentsinhabers und Generalmajors gebracht. Nachdem er aus nicht ganz aufgeklärten Gründen seinen Abschied erhalten, hatte er sich abenteuernd in verschiedenen Ländern herumgetrieben, zuletzt in Rußland, wo er, wie ein weit verbreitetes Gerücht wissen wollte, ein Haupttheilnehmer an jener Verschwörung gewesen war, die den unglücklichen Kaiser Peter III., den Gemahl Katharina's II., um Thron und Leben brachte. Voll Haß gegen die neue Kaiserin, die, wie es scheint, ihn für geleistete Dienste nicht genügend belohnt hatte, war er nach Holstein zurückgekehrt und hatte hier in Altona die Bekanntschaft Struensee's gemacht, aus der sich bald eine auf Seiten des jungen Arztes völlig aufrichtig gemeinte Freundschaft entwickelte. Struensee war entzückt über die Herablassung des sonst so adelstolzen und hochmüthigen Grafen, der so geistreich zu plaudern und so fein zu schmeicheln verstand. Dem ehrgeizigen Streber that es in innerster Seele wohl, wenn der erfahrene Menschenkenner ihm versicherte, daß er viel zu gut zum Arzte sei, daß er das Zeug habe, einmal Minister eines großen Reiches zu werden oder, wie Struensee sich später selbst ausdrückte, „daß sein Verstand so groß sei, daß er Alles, was je durch einen Menschen möglich, zu Stande bringen könne“. Bei seiner Unerfahrenheit und seinem von Natur ehrlichen und aufrichtigen Charakter hatte er kein Arg, daß sein Freund weit davon entfernt war, ihn auch nur als gleichberechtigt anzuerkennen, daß derselbe ihn lediglich als Mittel für seine Zwecke benutzen wollte. Den Grafen zog das leichtlebige, vorurtheilsfreie Wesen des jungen Arztes an, der stets bereit war, ihn zu seinen geheimen Orgien zu begleiten; er theilte mit ihm die Neigung, phantastische Zukunftspläne zu entwerfen, die darauf hinausliefen, daß sie beide hofften, einmal zur Regierung Dänemark's berufen zu werden, um Staat und Gesellschaft nach ihren doktrinären Anschauungen von Grund aus umzugestalten; vor allem aber bedurfte der finanziell ruinierte und tief verschuldete Rantzau der Börse Struensee's, und diese wurde ihm mit solcher Liberalität zur Verfügung gestellt, daß er, wie es heißt, die

Grenzboten III. 1879.

ganzen drei Jahre seines Aufenthaltes in Altona lediglich auf Kosten seines Freundes lebte. Allein immer erblickte er in diesem nur seine Kreatur, und wenn wirklich, wie berichtet wird, sie einander das Wort gegeben haben, wenn je einer von ihnen zu Macht und Einfluß gelangen sollte, daß er dann den Andern an seine Seite berufen werde, so hat Ranzau sicherlich nicht daran gedacht, im Fall er der Glückliche sein sollte, Struensee dann noch die Rolle eines Freundes spielen zu lassen, sondern nur die seines Klienten und seines Arztes. Allein nicht den Grafen, sondern den Bürgersohn traf das Loos. Im Frühjahr 1768 erschien König Christian VII. von Dänemark in Holstein, im Begriff, eine längere Reise in's Ausland, nach England und Frankreich, zu unternehmen. Ein Arzt sollte ihn auf der Reise begleiten, und die Wahl fiel auf Struensee. Für ihn verwandte sich der damalige allmächtige Günstling des Königs, Graf Holck, für ihn wirkte aber auch indirekt mit allem Eifer Graf Ranzau, der eben selbst bei dem Versuche, sich auf's neue eine einflußreiche Stellung in Dänemark zu sichern, Schiffbruch gelitten hatte und nun seine eigenen ehrgeizigen Pläne durch Struensee's Erhebung fördern zu können hoffte. Am 6. Juni trat Struensee in das königliche Gefolge ein. Er stand damit auf der untersten Sprosse der ersehnten Leiter; Ranzau durfte überzeugt sein, daß er das weitere Emporklimmen von selbst besorgen werde.

Die Reise des Königs, die etwa ein halbes Jahr dauerte, führte nach England und Frankreich. Sie wurde für Struensee in mehrfacher Beziehung wichtig. Er fand hier die mannigfachste Gelegenheit, seine Anschauungen und Kenntnisse zu erweitern, interessante Bekanntschaften anzuknüpfen, vor allem aber dem jungen neunzehnjährigen König, der seiner Fürsorge anvertraut war, näher zu treten, sich ihm durch gute Rathschläge nützlich zu erweisen, ihn durch Vorlesen und Gespräch zu unterhalten. Und wenn irgend einer, so bedurfte Christian VII. der wachsamten Pflege eines intelligenten und energischen Arztes. Der beklagenswerthe Monarch trug von Jugend auf den Keim einer geistigen Störung in sich, die rasch sich entwickelnd schließlich zu völligem Wahnsinn sich gestaltete. Eine total verkehrte, geradezu barbarische Erziehung, sowie der sittenverderbende Einfluß, den nichtswürdige Bagen und Kammerdiener ausübten, trugen das Ihrige dazu bei, alle besseren Anlagen seiner Natur zu ersticken, dagegen seine zahlreichen Schrullen und Fehler sorgsam großzuziehen. Als Christian siebzehnjährig den Thron bestieg, bot er den widerwärtigen Anblick eines geistig und sittlich degenerirten Menschen. Das Staatsgrundgesetz von 1665 legte die unumschränkste Herrschaft auf staatlichem und kirchlichem Gebiete in seine Hände: seinem trägen, gedankenlosen Sinn waren die Geschäfte, von denen er allerdings nicht das Geringste verstand, ein Greuel; er überließ sie seinen Ministern; was diese ihm vorlegten, unterzeichnete er; was sie ihm diktierten, schrieb er mechanisch nach.

Seine Zeit füllte er aus mit der Befriedigung seiner tollen Gelüste und der Sättigung seiner krankhaft gesteigerten sinnlichen Begierden. Von königlicher Würde hatte er keine Ahnung. Nur eine kindische Eitelkeit lebte in seiner Seele: er glaubte sich berufen, als Staatsmann, als Feldherr, ja selbst als Schauspieler eine Rolle zu spielen. Und dabei eine knechtische Furcht, die ihn unaufhörlich folterte: er fürchtete sich vor Allen, vor seinen Ministern, vor einem entlassenen Kammerdiener, vor den Schildwachen vor seiner Thür, des Nachts vor dem Teufel — er fürchtete sich auch vor dem Adlerblick Struensee's. Aber mit dieser lächerlichen Angst, der natürlichen Frucht der hartherzigen Tyrannei, die seine Jugend in Fesseln geschlagen, paarte sich, und das war der bedenklichste Charakterfehler, eine geheime Tücke, eine grausame Freude, Anderen Schmerzen zu verursachen und sie leiden zu sehen. Ohne Glauben, ohne Liebe, ja auch ohne den Wunsch, geliebt zu werden, führte er ein ödes, trostloses Dasein. Wohl hatte man versucht, ihn auf bessere Wege zu bringen, aber umsonst. Selbst das Mittel verfiel nicht, von dem man sich noch am meisten versprechen zu können glaubte, seine Verheirathung. Auf das Drängen seiner Minister vermählte sich Christian noch im Jahre seiner Thronbesteigung mit der ihm bereits früher aus Gründen der Politik bestimmten Braut, der englischen Prinzessin Karoline Mathilde, der Schwester des damaligen Königs Georg III. Und wenn irgend jemand, so schien diese fünfzehnjährige Königin wie geschaffen dazu, einen nachhaltigen Eindruck auf sein Herz auszuüben und ihn zu sich emporzuziehen. Karoline Mathilde war ein liebreizendes Geschöpf voll Frische, Anmuth und Naivetät, voll Lebendigkeit des Geistes und Wärme des Herzens, von einem merkwürdig früh gefesteten Charakter, gütig und liebenswürdig. Allein selbst eine noch größere Liebenswürdigkeit, heißt es in einem Gesandtschaftsberichte, würde nicht ausreichen, das Schicksal der Königin zu ändern, da der König der Ansicht ist, es gehöre nicht zum guten Ton, seine Frau zu lieben. Christian bezeigte ihr wohl einen gewissen Respekt; aber gänzlich unfähig, eine tiefere Neigung zu hegen, zog er sich bald kühl und gleichgiltig von ihr zurück, um auf's neue seine Lust an den größten Tollheiten und Ausschweifungen zu büßen. Mit seinen Kumpanen und läderlichen Frauenzimmern, wie jener berüchtigten „Stiefeletten-Katharine“, Nachts betrunken durch die Straßen zu ziehen, mit Nachtwächtern sich herumzuprügeln, in verrufene Häuser einzubrechen und alles kurz und klein zu schlagen, oder in seinen Gemächern mit seinen Günstlingen sich zu raufen und die Rolle eines Delinquenten auf dem Rade zu spielen — das waren Dinge, die ihn allenfalls noch reizen konnten. Es ist begreiflich, wie unter solchen Umständen auch jene Reise in's Ausland, die man als letztes Mittel zu seiner Besserung in Vorschlag gebracht, ohne die beabsichtigte Wirkung bleiben mußte. Nachdem Christian Unsummen verschwendet und den letzten Rest von Lebenskraft bei wüsten Orgien

eingebüßt hatte, kehrte er nach Kopenhagen zurück, geistig und körperlich ein gebrochener Mann, indolenter und lebensmüder als je, bereit, sich jedem Willen zu beugen, der sich energisch und gewandt geltend zu machen wußte.

Hier war Struensee am Platze, und der junge Arzt ganz der Mann dazu, Alles daran zu setzen, um diese Stelle einzunehmen und so das glänzende Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen: den König von sich abhängig zu machen, die Leitung des gesammten Staates an sich zu reißen und die doktrinären Anschauungen, die er aus den Schriften der französischen Aufklärer gewonnen, in That und Wahrheit umzusetzen. Das Schicksal bahnte ihm zunächst selbst den Weg. Der Monarch, der während der Reise zu dem freimüthigen Berather großes Zutrauen gefaßt hatte, machte ihn nach seiner Rückkunft im Januar 1769 zu seinem beständigen Leibarzte, und nur wenige Monate später verlieh er ihm den Titel eines Wirklichen Statrathes. Damit hatte Struensee festen Fuß am Hofe gefaßt; er trat als berechtigtes Mitglied in die Kreise der höchsten Gesellschaft. Aber wie nun weiter? Wie sollte er die Mauer von Günstlingen, Höflingen, Ministern durchbrechen, die sich zwischen ihn und die höchste Gewalt stellten? Wunderbare Fügung des Geschicks, daß der König es selbst sein mußte, der ihm hilfreich hierzu die Hand bot! Christian empfahl der Königin, die sich leidend fühlte, seinen Leibarzt zu konsultiren, und als sie sich weigerte, befahl er es ihr. So trafen Struensee und Karoline Mathilde, die sich bis dahin ganz fern gestanden hatten, zusammen: der entscheidende Schritt war gethan.

Der armen Königin hatten die ersten drei Jahre ihrer Ehe herbe Enttäuschungen gebracht; ihre sonst so strahlenden blauen Augen wußten genug von Thränen zu erzählen. Eine Fremde am dänischen Hofe, ohne irgend welchen sicheren Schutz und Anhalt, gleichgiltig oder spöttisch zurückgewiesen von ihrem elenden Gemahl, an dem selbst die Geburt eines Thronerben ohne Eindruck vorübergegangen war, verurtheilt, täglich zu sehen, wie ein so nichtswürdiger Gefelle wie Graf Holck triumphirend seine unheilvolle Macht über den König zur Schau trug, führte sie ein beklagenswerthes Dasein. Sie hatte es endlich aufgegeben, noch einen Einfluß auf ihn auszuüben. Tiefverlezt und gebeugt von Harm und Kummer, hielt sie sich in fast feindlicher Zurückgezogenheit. Wie hätte sie ahnen können, daß sie in kürzester Frist ihrer trübseligen Lage ent-rissen werden würde, und zwar durch den Mann, den sie nur mit Widerwillen bei sich empfing, fest überzeugt, derselbe stehe auf gleicher Linie mit den von ihr mit Recht gehaßten und verachteten Günstlingen!

Struensee hatte wirkliches Mitgefühl mit ihrem Schicksal. Sein Wunsch war, die unnatürliche Entfremdung zwischen den beiden Gatten aufzuheben, der Königin zu der ihr gebührenden Stellung zu verhelfen, dann aber mit ihr und durch sie den Monarchen zu beherrschen. Zunächst galt es, die Königin zu ge-

winnen, eine Aufgabe, die dem feinen Herzenskenner und erfahrenen Frauenbesieger nicht schwer fiel. Mathilde faßte bald ein ähnliches Zutrauen zu ihm wie ihr Gemahl, nicht blos wegen seiner ärztlichen Rathschläge, sondern wegen der Theilnahme, die er ihr offen entgegenbrachte, wegen des zarten Verständnisses, das er für ihre Lage zeigte, wegen der Aussichten, die er ihr hinsichtlich einer Besserung ihres Verhältnisses zum Könige eröffnete. Sie kam von ihrem früheren Irrthume vollständig zurück und fand immer größeres Vergnügen an der Unterhaltung des geistvollen, hochgebildeten, liebenswürdigen und offenerzigen Arztes. Und als nun vollends das Unglaubliche geschah, als Christian, den Vorstellungen Struensee's nachgebend, sich seiner Gemahlin wieder näherte, ja noch mehr, in seiner gänzlichen Haltlosigkeit sich gefügig ihrem festen Willen unterzuordnen begann, ihr eine bisher noch nie geübte Macht über sich einräumte — da fühlte Mathilde sich durch tausend Bande der Dankbarkeit an den treuen Freund und Berather gefesselt. Ihr warmes Herz, das kein Gefühl mehr haben konnte für den unwürdigen, stumpfsinnigen Gatten, schlug dem entgegen, der sie in die Sphäre der Freiheit und des Glückes emporgehoben hatte. Ihre Liebe, ihre Leidenschaft wuchs, je öfter sich die ungestörten Zusammenkünfte, und zwar vom König selbst direkt veranlaßt, wiederholten. Sie vergaß, was Alles trennend zwischen ihnen stand; ihr königlicher Rang, ihre Würde als Frau und Mutter, Alles ging unter in dem Strome der leidenschaftlichsten, zärtlichsten Liebe: sie sah die Welt nur noch in ihm.

Es wäre unrecht, wollte man behaupten, daß Struensee diese Liebe nicht in seiner Weise erwidert habe. Allein sein Gefühl stand tief unter der echten, selbstlosen, hingebenden Neigung, die Mathilde ihm entgegenbrachte. Für ihn bedeutete der Sieg über die Königin einen Triumph seiner Sinnlichkeit, seiner Eitelkeit, vor allem aber seines Ehrgeizes. Die treu verbundene Fürstin zur Seite, die kein Bedenken trug, aller Welt zum Troß sich zu ihm zu bekennen, mußte er im Stande sein, seine kühnsten Träume von Herrschaft und Macht zu verwirklichen, mußte er gewappnet sein gegen alle Angriffe, die ihm, dem bürgerlichen Usurpator, von allen Seiten drohten. Und eine Theilung der Macht hatte er nicht zu befürchten. Mathilde hatte keinen Sinn für Geschäfte. Sie war befriedigt, wenn sie seine Autorität erhöhen konnte, da sie damit zugleich ihre eigene erhöhte. Sie wollte ihre Unterthanen glücklich wissen; sie glaubte Struensee, wenn er von der Nothwendigkeit sprach, den Staat von Grund aus zu reformiren, und war überzeugt, daß niemand mehr dazu berufen sei, Glückseligkeit im Lande zu verbreiten, als er. — Und der König? Natürlich blieb ihm nicht verborgen, was alle Welt sah, und was vor ihm sich abspielte. Vorsicht lag nicht in dem lebhaften, leicht erregbaren Naturell der Königin. Sie erschien wie verwandelt. Eine sonnige Heiterkeit verklärte ihr ganzes Wesen. Sie war

oft fröhlich bis zur Ausgelassenheit und erlaubte sich Extravaganzen, die die Grenzlinie des ewig Weiblichen mitunter überschritten. Struensee war ihr steter Gesellschafter. Er allein durfte sie bei ihren Ausflügen und Jagdritten begleiten. Sie zeichnete ihn sichtbar aus, wo und wie sie nur konnte. Und dem entsprach der freie, legere Ton, den er gegen sie anschlug. Seine Sicherheit und Reckheit verriethen deutlich, daß er ihrer Gunst unwandelbar vertrauen durfte. Bei alledem verhielt sich Christian seinem indolenten Charakter gemäß vollständig passiv. Er wußte, daß Struensee der Geliebte seiner Gemahlin war, er sprach es auch aus, aber er fand nichts dagegen zu erinnern. Eifersucht hatte er nie gekannt, und, wenn wir aus einer Aeußerung schließen dürfen, die er schon als Knabe von dreizehn Jahren that, so war es geradezu sein Grundsatz, daß seine Frau berechtigt sei, die gleiche Freiheit zu genießen, die er selbst sich genommen hatte. Zudem war sein Zutrauen zu Struensee immer mehr gewachsen. Er dankte es ihm, daß die Königin ihre abwehrende Haltung gegen ihn aufgegeben und so freundlich und zuvorkommend gegen ihn war, er sympathisirte mit ihm in der Neigung, die steife Hofetikette, gegen die er stets Widerwillen gehabt, über Bord zu werfen, vor allem aber, er empfand einen unbegrenzten Respekt vor Struensee's Geist und Fähigkeiten. Er nannte ihn sogar manchmal den „König von Preußen“, und das wollte viel sagen, denn sein großer Zeitgenosse Friedrich II. erschien ihm als eine Art von Ideal, dem nachzueifern zu können, er sich gelegentlich einbildete. Er wies daher Struensee auch äußerlich einen Platz am Hofe an, der diesem den persönlichen intimen Verkehr mit beiden Majestäten zur Pflicht machte. Er ernannte ihn (im Frühjahr 1770) zu seinem Vorleser, sowie zum Kabinettssekretär der Königin, und bald darauf erhob er ihn zu dem Range eines Konferenzrathes.

Damit stand Struensee, durch ein beispielloses Glück emporgetragen, gleichsam in der nächsten Nähe des Thrones. Gestützt auf die liebende Hingebung der Königin und die absolute Fügsamkeit des Königs, beherrschte er den Hof. Es galt nun, auch das Letzte und Höchste zu erreichen: die Alleinherrschaft im Staate. Bereits im Sommer 1770 machte er sich an's Werk. Der erste vorbereitende Schritt war die Berufung zweier Männer, die er sich als Helfer ausersuchen hatte, und die ihm in verschiedener Weise von Nutzen sein sollten. Es waren dies zwei seiner intimsten Freunde aus der Altonaer Zeit, die beide schon einmal am Hofe eine Rolle gespielt hatten, dann aber ungnädig verabschiedet worden waren und daher den Augenblick herbeisehnten, wo sie ihre alte Stellung wieder einnehmen könnten. Der Eine von ihnen, ein dänischer Edelmann, Enevold v. Brandt, nur wenig jünger als Struensee, hatte früher die Stelle eines Kammerjunkers und Assessors des höchsten Gerichtshofes in Kopenhagen bekleidet, war aber in demselben Jahre, in welchem Struensee zum Reisearzt

des Königs ernannt wurde, in Folge eines Zerwürfnisses mit dem Grafen Høld aus Dänemark verbannt worden. Nachdem er jedoch Gelegenheit gefunden, sich Christian bei dessen Anwesenheit in Paris wieder zu nähern, hatte er nebst der Kammerherrnwürde einen Platz im Regierungskollegium der damals unter dänischer Herrschaft stehenden Grafschaft Oldenburg erhalten. Brandt war eine originelle Persönlichkeit: ein Mensch von beißendem, zügellosem Witz, von immer unruhiger Geschäftigkeit, maßlos eitel und leichtfertig, trotz seiner Häßlichkeit und seinen wenig einnehmenden Manieren stets mit Liebesaffären beschäftigt. Dabei fehlte es ihm keineswegs an Kenntnissen. Er theilte mit Struensee das lebhafteste Interesse für die französische Aufklärungsphilosophie. In religiöser Hinsicht war er ähnlich freidenkend wie jener. Ihn, der seit seiner Jugend nichts lebhafter gewünscht hatte, als Favorit eines Königs zu werden, hatte Struensee bestimmt zur Ueberwachung des Hofes. Seine Aufgabe war, immer um den König zu sein, denselben zu unterhalten und zu beschäftigen und vor allem dafür zu sorgen, daß kein fremder Einfluß sich je bei demselben geltend mache. Als Entschädigung für diesen allerdings nicht sehr lockenden Cerberusdienst erhielt er die feinen speziellen Neigungen ganz entsprechenden Funktionen eines Intendanten des französischen und dänischen Theaters, sowie eines Direktors der Kammmer und Gemäldegalerie. Der andere Freund, der durch Struensee's Vermittelung bei Hofe wieder zu Gnaden angenommen wurde, war der uns schon bekannte Graf Ranzau, der, wie sich denken läßt, mit Freuden bereit war, sein trauriges Exil in Holstein mit einer glänzenden politischen Stellung in Kopenhagen zu vertauschen, die ihm Gelegenheit bot, seinem Ehrgeiz wie seiner in früheren Beziehungen zum Hofe wurzelnden Nachsicht vollste Befriedigung zu verschaffen. Er erschien Struensee als der geeignete Mann, um ihn bei der Verwaltung und Regierung des Staates in seinem Sinne zu unterstützen. Hatten sie sich doch beide einst in den Tagen von Altona schon als künftige Weltverbesserer geträumt!

Die Wirkung des neuen Triumvirates machte sich sofort fühlbar. Schlag auf Schlag wurden alle beseitigt, die irgendwie hindernd im Wege zu stehen schienen. Der Erste, der fiel, war der Hofmarschall Graf Høld. Sein Sturz kam nicht unerwartet. Seine Rolle war schon ausgespielt, seitdem Struensee emporkommen war. Die Königin haßte ihn, und selbst der König hatte sein Interesse für ihn verloren, seitdem sein entnervter Körper den strapaziösen Vergnügungen, wie sie Høld zu erfinden pflegte, nicht mehr gewachsen war. Um so größeres Aufsehen erregte die plötzliche Verabschiedung des Grafen Bernstorff, des einflußreichsten der damaligen Minister. Bernstorff, den Friedrich der Große halb spöttisch „das Orakel von Dänemark“ zu nennen pflegte, war schon unter Friedrich V., dem Vater Christian's, die Seele des Geheimen Staatsrathes

gewesen, des höchsten dänischen Regierungskollegiums, das bei der Schwäche der letzten Könige die Summe aller Geschäfte in seinen Händen vereinigte. Durch seine kluge auswärtige Politik, die in jenem berühmten Vertrage mit Rußland gipfelte, kraft dessen der gottorpische Antheil von Holstein im Austausch gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark fallen sollte, hatte er das Ansehen des Staates außerordentlich erhöht, und im Innern war er redlich bemüht, durch Anbahnung zeitgemäßer Reformen das Wohl des Volkes zu fördern. Wie die Unsträflichkeit seines Charakters und die echte Vornehmheit seines Wesens, wie seine überlegene Geschäftskenntniß und seine aufopfernde Thätigkeit, so machte ihn auch die hochherzige Förderung, die er allen künstlerischen und literarischen Bestrebungen zu Theil werden ließ, zum Gegenstande allgemeiner Verehrung. Aber das Alles konnte ihn nicht retten: gerade er war das Haupthinderniß für die projektierte Kabinettsregierung, er der Gegenstand des grimmigsten Hasses für Ranzau. Als daher mit dem Scheitern eines ungenügend vorbereiteten kriegerischen Unternehmens gegen den Dei von Algier ein schicklicher Vorwand gegeben war, erfolgte (im Herbst 1770) seine Entlassung. Die Beseitigung der übrigen Minister ergab sich danach von selbst, und ehe das Jahr ganz zu Ende ging, hörte auch der mächtige aristokratische Staatsrath, „der so lange das Rathen und Regieren für Eins angesehen hatte“, auf Grund einer königlichen Ordre auf zu existiren.

Es war ein doppelter Sieg, den Struensee damit feierte. Er befreite sich von den letzten Fesseln, die ihn an der Ausübung seines persönlichen Regimentes hinderten, und erweckte in dem Lande die Vorstellung, als sei mit dem Sturze jener hochadelichen Herren, in denen man die Haupturheber der vorhandenen Mißstände im Staate erblickte, das Morgenroth eines neuen, schöneren Tages angebrochen. Die verfassungsmäßig unbeschränkte Gewalt des Königthums ist wiederhergestellt, der Monarch übernimmt die bisher von anderen geführte Regierung fortan persönlich — so lautete die offizielle Versicherung, die bei dem treuen Volke der Dänen bereitwillig Glauben fand. Und als vier Wochen später der Geburtstag des neuen Selbstherrschers mit glänzenden Volkslustbarkeiten gefeiert wurde, als dem Volke in der Reitbahn des Schlosses Christiansborg Wein und Braten in reichster Fülle gespendet wurde, und ein Regen von goldenen und silbernen Schaumünzen sich über die Menge ergoß, da war eitel Jubel und Freude. Die Krone von Dänemark schimmerte im hellsten Glanze.

Und doch konnte es von den Näherstehenden niemandem verborgen bleiben, wer im Kabinette des Königs schon vor dem Falle Bernstorffs mit diktatorischer Gewalt gebot. Woher hätte auch dem wahnwitzigen Christian, der meist zwischen melancholischem Hinbrüten und wilder Raserei hin und her schwankte, dessen Hauptzeitvertreib es war, sich mit zwei Negerkindern und einem Hunde herum-

zuhezen und die verrücktesten Pöffen zu treiben, der ohne fremde Hilfe nicht einmal seine Ungnade jemandem fühlbar zu machen verstand — woher hätte ihm auf einmal die geistige Kraft kommen sollen, selbständige Regierungsakte vorzunehmen und jene zahlreichen Kabinettsbefehle zu konzipiren, in welchen damals schlankweg selbst die wichtigsten Staatsangelegenheiten erledigt wurden? Der angebliche Monarch war das willenloseste Werkzeug in der Hand seines strengen Majordomus, und wenn dieser scheinbar hinter dem Könige bescheiden zurücktretend bis zum Ende die Fiktion aufrecht zu erhalten suchte, als sei er nichts weiter als Vollstrecker der königlichen Befehle, so that er dies lediglich in der einleuchtenden Absicht, sich für alle Fälle den Rücken zu decken und wenigstens die Fernerstehenden über die wahren Verhältnisse zu täuschen. Allein auch diesen mußte schließlich der Schleier von den Augen fallen, als Struensee, fortgerissen von seinem verzehrenden Ehrgeiz und in der Meinung, seine Autorität damit nur noch mehr zu kräftigen, den verhängnißvollen Schritt wagte und sich zu der Machtvollkommenheit, die er uneingeschränkt übte, auch noch den entsprechenden offiziellen Titel übertragen ließ. Bis zum Sommer des Jahres 1771 begnügte er sich mit dem Titel eines Konferenzrathes und der Würde eines Maître des Requêtes, mit welcher sonst die Befugniß verbunden war, dem Könige persönlich Vortrag erstatten zu dürfen. Da, am 14. Juli — sieben Tage nachdem die Königin einer Tochter das Leben gegeben hatte, „deren wahrer Vater nicht zweifelhaft erscheinen konnte“ — erfolgte zu höchster Ueberraschung des ganzen Landes plötzlich die Ernennung Struensee's zum Geheimen Kabinettsminister, und zwar mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß demselben das Recht zustehen solle, Kabinettsbefehle auch ohne Unterschrift des Königs, nur unter dem Kabinettsiegel auszufertigen, und daß ein Unterschied zwischen diesen und den vom König selbst unterzeichneten Befehlen durchaus nicht gemacht werden dürfe. Nach allgemeiner Meinung lag hier eine flagrante Verletzung jenes „Königs-gesetzes“ von 1665 vor, das nur den Souverän mit unumschränkter Machtfülle bekleidete, und das erst vor kurzem bei der Auflösung des Staatsrathes als Deckmantel hatte dienen müssen. Allein Struensee setzte sich leichtfüßig über solche Bedenken hinweg. Sei der König absolut, meinte er, so müsse es auch in seinem Belieben stehen, ob er selbst eine Ordre unterzeichnen oder andere beauftragen wolle, dies in seinem Namen zu thun. Ja, er ging noch weiter. Nicht zufrieden mit einer Allmacht, wie sie bis dahin bei einem Unterthan in dänischen Landen unerhört gewesen, gab er auch den bürgerlichen Stand, auf den er dem ihm verhaßten Adel gegenüber immer so stolz gewesen, auf und ließ sich nebst seinem Freunde Brandt in den dänischen Grafenstand erheben. Sein neues Wappen führte im Schilde ein Schiff mit drei Masten und vollen Segeln.

Struensee stand auf dem Gipfel seines Glückes und seiner Größe. Im ganzen dänischen Reiche herrschte nur ein Wille, der seinige. Und er verstand es, diesen Willen geltend zu machen. Wehe dem, der ihm widersprach oder sich gar widersetzte! Regieren hieß bei ihm: befehlen und Gehorsam empfangen. Seine Einsicht war unfehlbar. Es lag nicht in seiner Natur, sich von irgend jemandem belehren zu lassen. Er besaß zwar das für einen Selbstherrscher unentbehrliche Talent, die tüchtigsten Männer auszuwählen und zu seinem Dienste heranzuziehen, allein sie alle mußten sich bescheiden, unbedingt seinen Anordnungen zu folgen. Jeden Versuch, Einfluß auf ihn auszuüben, wehrte er mit Entschiedenheit ab. Davon wußten auch seine intimsten Freunde zu erzählen. Von Brandt konnte allerdings auf politischem Gebiete nicht die Rede sein, da diesem alles andere näher lag als Staatsgeschäfte. Allein auch Graf Ranzau sah sich in seiner Erwartung, eine selbständige Stellung einzunehmen, sehr bald bitter getäuscht. Struensee hatte sich gleich anfangs überzeugt, daß eine Kooperation mit diesem leidenschaftlichen, zügellosen Manne unmöglich sei. Hätte ihn dieser doch mit seiner wüthenden Rachgier, die er gegen Rußland empfand, beinahe in einen Krieg mit der Großmacht des Ostens verwickelt. Seit dieser Zeit war Struensee mit Recht auf seiner Hut, und ohne je die Absicht zu hegen, mit dem alten Freunde zu brechen, suchte er doch seinen Einfluß soviel als möglich zu beschränken.

So ganz auf sich selbst gestellt, auf's höchste überzeugt von der Ueberlegenheit seines Geistes und der unwiderstehlichen Macht seines Willens, ohne eine Partei im Lande für sich zu haben, ja auch ohne die Nothwendigkeit einer solchen zu begreifen, stand Struensee, der Fremde, der Arzt, am Ruder des dänischen Staates. Die Schwierigkeiten für ihn mußten unendlich sein, denn wie unzureichend war zumal seine praktische Vorbereitung für eine staatsmännische Thätigkeit großen Stils! Und um eine solche handelte es sich. Nicht gemächlich dahintrotten wollte Struensee in den ausgetretenen Gleisen der bisherigen Staatskunst, sondern neue Bahnen einschlagen zu höheren Zielen. Das ganze morsch gewordene Staatsgebäude sollte zerfallen, kein Stein mehr auf dem andern bleiben und ein Neubau errichtet werden, gegründet auf den leuchtenden Ideen der Aufklärung, des Fortschritts, der Toleranz und der Humanität, welche die edelsten Geister der Zeit bewegten. Das dänische Volk, so wenig sympathisch es ihm war, sollte nach außen hin eine sichere und geachtete Stellung im Kreise der Nationen einnehmen und in seinen inneren Verhältnissen aller Segnungen theilhaftig werden, die sein nach Völkerbeglückung dürstendes Herz nur verleihen könne. Und die Nachwelt muß ihm das Zeugniß geben, daß, wie er das Beste in unermüdlicher Thätigkeit erstrebt, so auch in der kurzen Frist von kaum anderthalb Jahren, die ihm das Geschick zu regieren verstattete, viel Unhaltbares und Unwürdiges beseitigt und nicht wenig

Treffliches und auch für die Zukunft Segensreiches geschaffen hat. Am wenigsten, wie sich leicht denken läßt, gelang es ihm, in der auswärtigen Politik nennenswerthe Erfolge zu erzielen. Aber er hat es doch verstanden, mit Rußland, das über den Sturz Bernstorff's und die Rehabilitirung Rankau's empfindlich gereizt war, ein friedliches, wenn auch kühles Verhältniß aufrecht zu erhalten und jeden fremden Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Dänemark's abzuwehren, wie er sich auch nicht verleiten ließ, durch Einmischung in schwächere Nachbarstaaten die Interessen seines Staates zu gefährden. Auf dem eigensten Gebiete aber fühlte er sich, wo er Hand anlegen konnte an die Ausrottung der zahllosen Mißstände, an denen Dänemark damals krankte, und an die Herbeiführung freisinniger und zeitgemäßer Reformen. Hier reiften ihm auch die schönsten Früchte. Schon kurze Zeit nach dem Beginn seiner Reformthätigkeit durfte er sich sagen, daß ein neuer Geist, eine bessere Ordnung auf allen Gebieten des Staates lebe und herrsche. Die sonst so schwerfällige Verwaltung wurde vereinfacht und streng zentralisirt, die Regierungskollegien im Interesse der Beschleunigung des Geschäftsganges umgestaltet und ihrer bisherigen Selbständigkeit entkleidet, das Finanz- und Justizwesen von Grund aus reformirt. Durch Einführung der strengsten Sparsamkeit im Haushalte, die Verminderung der Ausgaben und Erhöhung der Einnahmen besserten sich die ganz zerrütteten Finanzen. Die Besetzung der Staatsämter erfolgte nur noch mit Rücksicht auf die Tüchtigkeit der Bewerber, nicht auf hohe Geburt oder wohlwollende Protektion. Der lächerlichen, aber in allen Kreisen verbreiteten Rang- und Titelsucht wurde ebenso energisch entgegengetreten wie der eingewurzelten Unsitte, die Lakaien der vornehmen Herren in öffentliche Aemter zu befördern. Während der stolze, hochmüthige Adel ein Vorrecht nach dem andern verlor, athmete der Bauernstand auf, befreit von den drückendsten Lasten und belebt von der Hoffnung, von dem Joche der Leibeigenschaft endlich erlöst zu werden. Mit der Einführung uneingeschränkter Preßfreiheit schwand der bisher geübte geistige Druck, und Milderung harter Strafgesetze, sowie die Abschaffung der Tortur dienten zur Verbreitung humanerer Anschauungen. So regte sich überall frisches, hoffnungsreiches Leben.

Allein das Bild hatte auch seine Rehrseite. Es konnte nicht fehlen, daß unter den hunderten von Anordnungen und Neuerungen, die Struensee's nie ermattender, an Ideen unerschöpflicher Geist diktirte, sich auch manche befanden, die ihren Zweck vollständig verfehlten und selbst bei den Bestgefinnten schweren Anstoß erregten. Auch das war ein großer Uebelstand, daß die Reformen sich mit solcher Hast überstürzten, daß nothwendig eine allgemeine Verwirrung und Zerrüttung der Verhältnisse entstehen mußte. Vor allem aber bedachte Struensee nicht, daß er erst den Boden hätte bearbeiten müssen, in dem sein Reformwerk

Wurzel fassen sollte, daß er mit der rücksichtslosen despotischen Otkroyirung von Neuerungen, wie mit der Abstellung eingewurzelter Mißstände das Lebensinteresse und das sittliche Gefühl von Tausenden auf's empfindlichste verletzte. War es ein Wunder, daß der mächtige Adel und die orthodoxe Geistlichkeit dem kecken Emporkömmling, dem bürgerlichen „Ministerdoktor“, dem sittenlosen Freigeiste, der ihre Privilegien und ihre Anschauungen mit nackter Gewaltthat antastete, den grimmigsten Haß entgegentrug? Aber kaum minder groß wurde allmählich die Empörung auch in den anderen Schichten der Gesellschaft. Die Beamten grollten, weil sie keinen Tag sicher waren, ihr Amt zu behalten, die Offiziere, weil das Heer reduziert werden sollte, die Bürger von Kopenhagen, weil sie an Stelle ihrer gewohnten hauptstädtischen Verwaltung eine neue erhalten hatten, die Arbeiter, weil sie durch Schließung der Staatsfabriken um ihr Brod gekommen waren, endlich das Volk insgesammt, weil es seine nationale dänische Sprache in allen offiziellen Erlassen verdrängt sah durch die deutsche. Kurz: Bewegung, Empörung, Haß auf allen Seiten. Was Struensee Gutes gewollt und gewirkt, war bald vergessen; man sah nur noch das Schlechte. Er erschien als der Kerkermeister des armen kranken Königs, als der Verföhler der Königin. Da kam die Doppeltunde von der Geburt einer Prinzessin und der Erhebung Struensee's zum Kabinetminister, zum Grafen. Sie steigerte den Haß auf's höchste, zerstörte den letzten Nimbus, entriß ihm die letzten Bewunderer. Die sinnlosesten, bössartigsten Gerüchte wurden ausgesprengt und gern geglaubt. Man sprach von Komplotten, die gegen das Leben des Königs geschmiedet würden; man raunte sich zu, Struensee wolle die Königin heirathen und sich zum Herrscher machen; man wollte wissen, er gehe damit um, den Kronprinzen Friedrich, der unter seiner Oberleitung und nach seinen allerdings sehr strengen pädagogischen Prinzipien erzogen wurde, aus dem Wege zu räumen. Struensee ahnte, was ihm bevorstand; er fühlte den Boden unter den Füßen schwanken. Aber niemand merkte ihm die Unruhe an, die ihn erfaßt hatte; sein Stolz gebot ihm, gleichgiltig zu bleiben gegenüber der Gefahr und nicht freiwillig seinen Posten, das große angefangene Werk der Umgestaltung Dänemarks, aufzugeben.

Allein die Dinge wurden doch bald stärker als er und enthüllten seinen zagenden Kleinmuth. Aufrehrerische Matrosen, die in tumultuarischem Zuge im September 1771 vor der damaligen Residenz des Hofes, dem Schlosse Hirschholm, erschienen, wurden durch Geld zur Rückkehr nach Kopenhagen bewogen, und als zu Weihnachten desselben Jahres die königliche Leibgarde, weil sie sich in die befohlene Auflösung nicht fügen wollte, anfang, zu meutern, war Struensee schwach genug, mit ihr zu unterhandeln und ihre Forderungen zu befriedigen. Auch daß er durch Modifizirung der Preßfreiheit die zügellosen Angriffe der

Presse auf ihn abzuwehren suchte, war ein deutlicher Beweis, daß ihm der frühere feste Halt abhanden gekommen war.

Aber wo sonst einen solchen finden? Struensee stand allein da. Die einzige treue Seele, die er auf der Welt hatte, war die Königin. Mochte sie auch mitunter über sein launisches, verändertes Wesen zu Klagen haben, sie hing an ihm mit der rührendsten Zärtlichkeit. Ihr ganzes Interesse war getheilt zwischen ihm und ihren Kindern. Die beiden Freunde dagegen, die er einst zu seiner Unterstützung herbeigezogen, hatten sich schon lange innerlich von ihm gelöst. Brandt, den Struensee in allen persönlichen Angelegenheiten zum einzigen Vertrauten machte, war empört über die schmählige Rolle, die er bei dem „verrückten rex“ spielen mußte, über das herrische Wesen, mit dem sein Freund ihn ebensogut meisterte wie den ganzen Hof. Er wäre auch sehr geneigt gewesen, sich des unbequemen Tyrannen durch Verrath zu entledigen, hätte nicht ein sonderbares Geschick ihn kurz vor der Schlußkatastrophe auf's neue eng mit Struensee verkettet, so daß er nun mit in dessen Verderben hineingezogen wurde. Eine beschimpfende Aeußerung, die Christian gegen ihn vor Zeugen gethan, reizte ihn so, daß er mit Zustimmung Struensee's Genugthuung forderte. Es kam nach der Wahl des Königs zu einem Duell auf Fäuste, und bei diesem mißhandelte Brandt den schwächeren Gegner mit Worten und Schlägen in der brutalsten Weise. Die Sache wurde ruchbar und diente nun den Feinden der beiden Grafen als schlagender Beweis, daß der König wirklich, wie man schon lange behauptet hatte, sich von seinen Kerkermeistern in rohester Weise behandeln lassen müsse. Aber wenn Brandt fortan als Hauptmitschuldiger Struensee's galt, so ging der Dritte im Bunde, Graf Rankau, mit schnöder Arglist in das Lager der Feinde über und entwarf den höllischen Plan, die beiden ehemaligen Freunde in Tod und Verderben zu stürzen. Schon längst haßte er aus tiefster Seele den bürgerlichen Genossen, der sich so keck über ihn hinausgeschwungen hatte, ohne ihn an der heißersehnten Macht theilnehmen zu lassen. Die Erhöhung desselben zum Kabinetminister gab die Entscheidung. Von jetzt an ruhte Rankau nicht eher, als bis er den Verhassten zerschmetterte zu seinen Füßen sah. Er war nicht ungeübt in der Kunst, geheime Fäden zu schlingen, und so gelang es ihm denn auch bald, jene große Verschwörung zu Stande bringen, als deren unglückliches Opfer Struensee fiel.

An der Spitze derselben stand eine fürstliche Frau, die Stiefmutter des Königs, Juliane Marie, eine fromme, stille und schüchterne Natur, die durchaus nichts von intrigantem Wesen besaß. Aber sie fühlte sich in ihrer fürstlichen Würde verletzt durch die Nichtachtung, mit der der deutsche Emporkömmling ihr und ihrem Sohne, dem Erbprinzen Friedrich, begegnete, und war voll sittlicher Entrüstung über das ehebrecherische Verhältniß der jungen Königin. Trozdem

hätte sie wohl kaum ihren Namen und ihre Autorität zu dem beabsichtigten Komplotte Ranzau's hergegeben, wäre es nicht gelungen, ihr den Glauben beizubringen, Struensee stehe im Begriff, den König zu entthronen. Um das königliche Haus und den Staat zu retten, trat sie der Verschwörung bei. In ihren Gemächern wurde der Plan zu der furchtbaren Katastrophe vom 17. Januar 1772 entworfen.

Struensee wie die Königin waren gänzlich ahnungslos hinsichtlich des Schlages, der sie beide zu gleicher Zeit treffen sollte. Sie tanzten noch mit einander in der verhängnißvollen Nacht auf einem Ball im Schlosse. Wenige Stunden darauf waren sie Gefangene. In ihren Schlafzimmern wurden sie überfallen, Struensee nebst dem Grafen Brandt in die Zitadelle von Kopenhagen, Mathilde nach dem Schlosse Kronborg bei Helsingör gebracht. Christian, den die Verschwornen im Bette überrascht und durch die Versicherung zittern gemacht hatten, daß sein Leben durch ein Komplot bedroht sei, hatte willenlos und doch schadenfroh Alles niedergeschrieben und unterzeichnet, was man von ihm verlangte.

Das Ende für Struensee war da. Er durfte nicht erwarten, daß von denen, die jetzt die Regierung in die Hand nahmen, Gnade geübt werden würde. Er wurde vor einen außerordentlichen Gerichtshof gestellt und von diesem ebenso wie Brandt als Verbrecher an Staat und Majestät zum Tode verurtheilt. Das Hauptvergehen, das man ihm zur Last legen konnte, war der Ehebruch mit der Königin. Die gesammelten Zeugenaussagen waren zum Theil gravirendster Art. Trotzdem versuchte er anfangs, zu leugnen; er berief sich auf seinen Vertrauensposten als Arzt. Als er aber vernehmen mußte, daß auch die Königin verhaftet sei, brach er zusammen und gestand, was zu leugnen er nicht mehr den Muth hatte. Er sprach mit diesem Geständnisse, das die Geliebte so tief erniedrigte, sich selbst das Urtheil. Nachdem er noch im Kerker, gequält von Gewissensbissen und unter dem Einfluß der Beredsamkeit des Pastor Münter, sich wieder zu dem lange verleugneten Christenthume bekannt hatte, starb er am Morgen des 28. April 1772 eines grausamen Todes. Es wurde ihm erst die rechte Hand, dann der Kopf abgeschlagen, zuletzt noch der Rumpf zerstückelt. Das gleiche Schicksal hatte unmittelbar vorher und vor seinen Augen Graf Brandt erlitten. Mit seinem entsetzlichen Ende küßte Struensee die zahlreichen Schwächen, die er im Glück wie im Unglück bewiesen. Aber wenn er auch der idealen Aufgabe, die er sich gestellt, sich nicht gewachsen zeigte, in jedem Falle war er eine außergewöhnliche Erscheinung, der Dänemark für zahlreiche Anregungen und Einrichtungen zu stetem Danke verpflichtet bleibt.

Drei Jahre nach Struensee starb auch die Königin Karoline Mathilde, noch nicht vier und zwanzig Jahre alt. Durch einen Spruch des Gerichtshofes wurde

die Scheidung ihrer Ehe vollzogen. Sie siedelte im Frühjahr 1772 nach der hannover'schen Stadt Celle über, aber allein; von ihren Kindern mußte sie sich für immer trennen. Sie hat noch drei Jahre still und in sich gekehrt gelebt und ist gern gestorben, dem nachgestorben, der sie durch seinen Verrath bitter gekränkt, dem sie aber mit ihrem liebevollen Herzen verzieh, und auf den von ihrer reizumflossenen Erscheinung stets ein verklärer Schimmer fallen wird.

Leipzig. E. Dohmke.

Der Moses des Michel Angelo.

In der 18. Sure des Koran werden von Mohammed, theilweise in dunklen, nur andeutenden Ausdrücken, die Thaten eines „Sulkarnein“, d. i. eines „Zweihörnigen“, besprochen, unter welchem die bedeutendsten Interpreten des moslemischen Religionsbuches mit Recht Alexander den Großen verstehen. Der sonderbare Name wurde dem makedonischen Könige offenbar deshalb von den Orientalen beigelegt, weil Alexander, nachdem ihn der Oberpriester des Ammoniums als den Sohn Suppiter Ammon's begrüßt und auch das dortige Orakel ihn dafür erklärt hatte, sich mit den Attributen dieses Gottes abbilden ließ. Hierfür zeugen auch die Alexandermünzen, auf denen der mächtige Eroberer, weil im Profil, natürlich nur mit einem Widderhorne hinter dem Ohre dargestellt ist. Und Clemens Alexandrinus schreibt geradezu, Alexander habe der Sohn Ammon's zu sein scheinen wollen, „weßhalb er sich von den Bildhauern als Hörnerträger darstellen ließ und auf diese Weise bestrebt war, die schöne Menschengestalt durch Hörner zu schänden“.

Einer gleichen Klage kann man sich nicht erwehren, wenn man Michel Angelo's berühmte Kolossalstatue, den sitzenden Moses, „diese Krone der modernen Skulptur“, betrachtet. Auch sie stellt Moses als einen „Sulkarnein“ dar, und wenn ihn der Künstler auch nicht gleich dem Makedonier wie einen Ammon mit zwei mächtigen Widderhörnern hinter den Ohren ausgerüstet hat, so hat er ihn doch, wie etwa einen Satyr oder Faun, mit ein paar zarten Bockshörnern über der Stirn versehen.

Was mag den großen Meister bewogen haben, diese Gestalt voll Hoheit und Selbstbewußtsein, voll Kraft und Energie, mit den garstigen Hörnern zu krönen? was ihn veranlaßt haben, das stolz aus den mächtigen Schultern in die Höhe ragende Menschenhaupt durch solche Thierauswüchse „zu schänden“?

Als Symbole der Kraft wären sie zu klein und unbedeutend und ständen